

*Kim Kestner*

# *Zeitrausch*

SPIEL DER VERGANGENHEIT

i m .  
p r e  
s s

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

### **Im.press**

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH, Hamburg 2014

Text © Kim Kestner, 2014

Betreuendes Lektorat: Marion Lembke, Hanna Kelbert

Umschlagbild: shutterstock.com / © Melpomene (Baum)/

© Cvijun (Inneres der Uhr)/ © ISebyI (Zifferblatt)

Umschlaggestaltung: formlabor

Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck

Schrift: Alegreya, gestaltet von Juan Pablo del Peral

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing, Dortmund

ISBN 978-3-64660-050-6

[www.carlsen.de](http://www.carlsen.de)



*Kim Kestner*  
*Zeitrausch*  
SPIEL DER VERGANGENHEIT

i m .  
p r e  
s s ●

# 1. KAPITEL

31. AUGUST 2013

6.04 Uhr, Mill Valley



Eine blecherne Melodie reißt mich aus dem Schlaf.

Ich muss nicht erst die Augen öffnen, um zu wissen, dass mich mein hoffnungslos veraltetes Handy mit seiner immer gleichen Tonfolge beschallt.

Mit der einen Hand ziehe ich mein Kissen über das Ohr, mit der anderen versuche ich, das elektronische Biest zu erschlagen. Ich hasse die Melodie! Und sie scheint mich ebenso zu hassen.

»Ja?«, brülle ich schließlich in das Ding, das ich erst aufklappen muss, damit es funktioniert.

»Alison!«

»Oh Gott! Carissa. Wie spät ist es?«

»Keine Ahnung, aber stell dir vor: Ich war die ganze Nacht wach. Bin gar nicht erst schlafen gegangen! Hab mit 'nem Campingstuhl vor dem Laden gewartet und so ...«

Entnervt halte ich das Handy so weit von meinem Ohr entfernt wie möglich. Carissas Stimme ist fast so schrecklich wie meine Handymelodie, und ein Blick auf den Wecker gibt mir den Rest. Mit stoischem Blinken zeigt er mir seinen Mittelfinger. Es ist erst kurz nach sechs. Super! Und das in den Ferien!

Selbst Jeremy schläft noch. Sonst ist er immer der Erste, der unserem Haus seinen stampfenden, schreienden, heulenden und johlenden Odem

einhaucht. Schrecklich!

Mein Bruder Jeremy ist gerade zehn geworden und ein Unfall, wie meine Eltern nie zu erwähnen vergessen. Trotzdem lieben sie ihn abgöttisch. Mit seinem blonden Engelshaar und den viel zu großen Augen erweckt er den Eindruck, als könne er kein Wässerchen trüben, aber mein aufgebrochenes Sparschwein und das zerlesene Tagebuch sprechen eine andere Sprache.

Meine Haare sind schwarz und meine Augen matschfarben. Niemand würde mich für einen Engel halten.

»Chst d mch?«, höre ich dumpf aus der Ferne.

Verdammt! Carissa ... Zwecklos, noch an Schlaf zu denken. Wenn du nicht schlafen kannst, steh auf, hat mir Großvater immer gesagt. Also springe ich aus dem Bett, stoße mir mein Knie am Nachttisch und schlepe mich, mit dem Handy in der Hand, zum Fenster. Nur mit einem energischen Stoß lassen sich die Flügeltüren öffnen, aber dann strömt die warme Morgenluft herein und mit ihr das aufdringliche Gezwitzcher eines Vogels, irgendwo aus den Ästen des Apfelbaums, der sich bis über unseren Dachfirst streckt.

»Was?«, schnauze ich in die Sprechmuschel und lasse mich wieder aufs Bett fallen. Es klingt weniger verärgert, als ich es mir gewünscht hätte.

»Gut, da bist du ja«, schnattert Carissa weiter. »Es ist sooo cool! Und du wirst nicht glauben, was das Beste ist! Stell dir vor: Die ersten fünf Kunden haben eine Sonderedition mit Perlmutter-Lackierung bekommen. Gleich nach dem Frühstück komme ich zu dir und ...«

»Bitte, bitte, nein! Ich will noch schlafen!«, wüрге ich Carissa ab und lege auf. Wir kennen uns, seit wir denken können. Ich weiß, sie wird es mir nicht übel nehmen.

Carissa ist auf den Tag zwei Monate älter als ich und früher haben wir in der gleichen Gegend gelebt, doch seit ihr Daddy ein Vermögen mit Düngemittel gemacht hat, bewohnen sie ein großes Strandhaus, dessen Fronten fast ausschließlich aus Glas bestehen. Ich mag Carissa noch immer, aber ihr ganzes Chichi nervt. Gestern hat sie doch tatsächlich vor

irgendeinem Apple-Store in San Francisco gecamppt, nur um das neue iPhone als Erste zu besitzen. Am Montag nach den Ferien wird sie in der Highschool höllisch damit angeben.

Mit einem Seufzer krieche ich zurück unter die Decke und schirme meine Augen gegen das grelle Morgenlicht ab, das tanzende Schatten durch den dichten Blätterwald auf mein Gesicht wirft. Obwohl unser Haus auf einer kleinen, frei geschlagenen Schneise inmitten gigantischer Bäume steht, schafft es die Sonne in diesen Augusttagen bis in mein Dachgeschosszimmer. Sie wärmt meine Haut, lässt meine kurzen, schwarzen Fransen bald auf meiner Stirn glühen, und da außer mir ohnehin noch niemand wach zu sein scheint, lasse ich mich von der Wärme und den Geräuschen des Waldes in einen Dämmer Schlaf tragen ...

## 8.02 Uhr, Mill Valley

Ich schrecke hoch, sitze kerzengerade und verschwitzt in meinem Bett. Etwas stimmt nicht. Etwas ist ... anders!

Der penetrante Vogel im Apfelbaum scheint ausgeflogen zu sein, statt seiner macht sich ein ehrgeiziger Specht bemerkbar. Aber das ist es nicht. Meine linke Hand schmerzt, wahrscheinlich weil ich noch immer das Handy verkrampt festhalte. Mit dem Daumen massiere ich die Innenfläche, während ich mich in meinem Zimmer umsehe: der Holzstuhl mit der geflochtenen Sitzfläche, über dem einige Kleidungsstücke hängen, mein apfelgrüner Teppich mit dem ärgerlichen dunklen Fleck am Rand, den ich unter einem hoch getürmten Magazinstapel verstecke. Den Fleck habe ich natürlich Jeremy zu verdanken oder genauer gesagt: seiner Kakao-Vorliebe. Eigentlich hat mein Bruder nichts in meinem Zimmer zu suchen, trotzdem nutzt er jede Gelegenheit dazu rumzuschneffeln und sein Spielzeug hereinzuschleppen. Seit er letzten Monat mein Tagebuch gelesen hat, trägt es zur Sicherheit ein Schloss. Außerdem steckt es jetzt zwischen meinen Schulbüchern, die er mit Gewissheit nicht anfasst. Sie stehen neben einigen gerahmten Familienfotos von uns auf dem Schreibtisch.

Alles scheint unverändert. Aber die Zahl auf dem Wecker ist eine andere: kurz nach acht. Da wird mir klar, was mich hat hochschrecken lassen: Es ist viel zu still für diese Zeit.

Schläft Jeremy noch? Oder streift er schon wieder durch den Wald, mit dem sinnlosen Versuch beschäftigt, ein Eichhörnchen zu fangen? Verrückt!

Aus dem Untergeschoss höre ich Geschirr klappern. Mum deckt den Tisch, was sie nur tut, wenn auch Dad zu Hause ist und Zeit für ein gemeinsames Frühstück bleibt. Einen Moment später zieht auch schon der Duft von Pancakes in mein Zimmer und ich schlüpfе schnell aus meinem Entenpyjama, streife mir nur Jeans und ein verwaschenes Shirt über, damit ich am Tisch

bin, bevor Jeremy mir alles wegfuttert. Er kann Berge von Pancakes in Windeseile verdrücken.

Jede der Treppenstufen knarzt und obwohl ich unser altes Holzhaus liebe, würde ich manchmal gern mit Carissas traumhaftem Stranddomizil tauschen.

Unsere Küche ist altmodisch, aber gemütlich, und wie fast alles in unserem Haus aus Holz. Dad arbeitet in dem letzten verbliebenen Sägewerk von Mill Valley, und nicht selten stapeln sich krumme, zerspante oder sonst wie unbrauchbar gewordene Bretter auf seinem Pick-up, wenn er am Spätnachmittag den ausgefahrenen Waldweg zu unserem Haus heruntergerumpelt kommt. Er kann den Gedanken nicht ertragen, einer der gigantischen Redwood-Bäume sei umsonst gestorben. Daher verbringt er nicht selten seine Wochenenden im Schuppen, um irgendetwas aus den Holzabfällen zu bauen. So ist auch unsere Küche entstanden. Aber Mum hat sie am letzten Wochenende bunt angestrichen, weil sie meinte, kein naturbelassenes Holz mehr sehen zu können. Seitdem ist Dad noch wortkarger als sonst, und als ich in die Küche komme, sitzt er, eine aufgeschlagene Zeitung vor dem Gesicht, am Tisch und brummt: »Morgen.«

Ich drücke ihm einen Kuss auf die kahle Stirn. »Guten Morgen, Mops.«

Er schaut mich an und grinst. Ich schätze, Dad mag es, wenn ich ihn Mops nenne, auch wenn sein beachtlicher Bauch die Schuld an dem Namen trägt.

»Ist er immer noch stinkig?«, frage ich Mum und deute auf einen türkisfarbenen Schrank, aus dem sie gerade drei Teller nimmt.

»Kein Mensch kann immer nur braun sehen, erst recht nicht, wenn er die ganze Nacht arbeitet und ins Dunkle starrt«, antwortet sie und reicht mir die Teller.

Wie müde sie aussieht ... Ich werde heute mit Jeremy in den Wald gehen, damit Mum ein wenig Schlaf nachholen kann. Seit einiger Zeit muss sie nachts an einer Mautstation der Golden Gate Bridge arbeiten, denn seit Mill Valley zu einem der lebenswertesten Orte der Staaten gewählt wurde, sind die



Kosten für Lebensmittel, Benzin, sogar für Toilettenpapier derart gestiegen, dass Dads Lohn nicht mehr ausreicht.

Mum unterdrückt ein Gähnen, stellt den Sirup auf den Tisch und zupft an meinem grauen Shirt. »Du könntest aber auch ein bisschen Farbe vertragen, Hoppihasi. Immer diese dunklen Sachen. Das passt doch gar nicht zu dir.«

»Nenn mich nicht Hoppihasi!«, fauche ich und ziehe meine Oberlippe hoch, um deutlich zu zeigen, dass sich meine Lücke zwischen den Schneidezähnen, der ich meinen Spitznamen zu verdanken habe, fast geschlossen hat. Doch als ich sehe, dass Mum anscheinend vor Müdigkeit sogar Jeremys Gedeck vergessen hat, bereue ich meine Worte und decke den vierten Teller dazu. »Hoppihasi ist okay, Mum. Mach dir keine Gedanken.«

Meine Mutter lächelt dankbar, dann öffnet sie die Briefe, die mein Dad zusammen mit der Zeitung ins Haus geholt hat.

»Stromrechnung; die Versicherungsunterlagen für den Pick-up; du meine Güte, schon wieder neue Schulkleidung ...«, murmelt sie, während sie die Umschläge in den Mülleimer fallen lässt und Dad die Briefe über den Tisch zuschiebt, »und - ach ... kennst du einen Francis Raymond, Robert?«

»Hm ... ein entfernter Verwandter, ich glaube, meine Schwester Rose hat ihn irgendwann mal besucht. Was ist mit ihm?«, fragt Dad, ohne die Zeitung zu senken.

»Stell dir vor, eine Einladung für uns, zu seinem Geburtstag. Wie nett. Hier steht, er lebt irgendwo bei Carson City, Nevada. Was meinst du, sollen wir zusagen? Es wäre Spaßig. Wir könnten Las Vegas besuchen ...«

»Mich zieht nichts in diese gottverdammte Einöde«, brummt Dad, legt die Zeitung zur Seite und zieht eine Augenbraue hoch, als ich das Besteck zu Jeremys Teller lege. »So früh Besuch?«

»Der ist für Jeremy, Dad!«, antworte ich kopfschüttelnd und lasse mich auf den Stuhl fallen. »Wo ist er überhaupt?«

Mum füllt uns allen Pancakes auf und übergießt sie mit großen Mengen Ahornsirup. »Du musst mir sagen, wenn Besuch zum Frühstück kommt,

Hopp...«, sie beißt sich auf die Zunge, »Alison. Jetzt haben wir nicht genug Pancakes.«

»Jeremy«, brummelt Dad. »Besucht ihr den gleichen Kurs? Ist er älter als du?« Eine steile Falte zeichnet sich auf seiner Stirn ab und ich muss mir das Lachen verkneifen, weil er tatsächlich verärgert aussieht.

»Sehr witzig, Mops! Selber Kurs ...« Jeremy kommt erst nächstes Jahr auf die Junior High und ich fürchte, dass er mir dann die ganze Zeit an den Fersen kleben wird. »Nein, im Ernst. Hat mein kleiner Bruder schon gefrühstückt?« Ich schiele nach dem letzten Pancake.

»Wessen Bruder? Kennen wir seine Schwester? Was ist das für ein Typ?«, will Dad wissen.

»Robert!«, fällt Mum ihm ins Wort und zupft an meinen fransigen Haarsträhnen herum. »Wenn es endlich jemanden gibt, der dir gefällt, Hoppi, solltest du dich ein wenig mehr zurechtmachen.«

Wieder beschleicht mich das ungute Gefühl, dass hier irgendetwas nicht stimmt, und es hat nichts mit meiner immer noch schmerzenden Handfläche zu tun, sondern mit Mum und Dad. Es sieht ihnen nicht ähnlich, Scherze auf Kosten ihrer Kinder zu machen.

»Mum! Wo ist Jeremy?«, frage ich mit einem Kloß im Hals.

»Ich weiß nicht, wann habt ihr euch denn verabredet? Er wird dich doch wohl nicht versetzt haben?« In dem Blick meiner Mutter liegt so viel aufrechtes Mitgefühl, dass ich fast glaube, sie weiß wirklich nicht, von wem ich spreche.

Mein Herz macht sich wild pochend bemerkbar. »Wenn das hier ein Scherz sein soll, ist es ein verdammt schlechter!«, presse ich heraus. »Ich will jetzt sofort wissen, was mit Jeremy ist!«

Dad lässt die Zeitung sinken, die er gerade wieder aufgenommen hatte, und starrt mich an. »Alison, ist alles in Ordnung?«

»Nein! Nichts ist in Ordnung!«, blaffe ich, wütend darüber, dass meine Eltern konsequent ihr Schauspiel durchziehen. »Mein Bruder - Jeremy! Wo

ist er?«

Als beide nicht antworten, wird mir übel.

Jeremy ist verletzt oder noch schlimmer: tot! Er ist von einem der irrsinnig hohen Bäume gefallen, in die er immer klettert, um den Eichhörnchen nachzujagen. Aber warum sagt mir niemand was?

»Alison, du hast keinen Bruder«, sagt Mum und legt mir besorgt die Hand auf die Stirn. »Kein Fieber«, murmelt sie. »Was ist denn nur los mit dir?«

»Was ist los mit euch? Selbstverständlich habe ich einen Bruder! Er heißt Jeremy, ist am siebzehnten Juni zehn Jahre alt geworden und euer kleiner Engel! Was ist ihm zugestoßen? Ich schreie das Haus zusammen, wenn ihr mir nicht sofort sagt, was passiert ist!« Meine Stimme überschlägt sich.

»Du schreist ja schon das Haus zusammen. Beruhig dich, Kind. Du hast keinen Bruder!«, wiederholt Mum und schüttelt mich an den Schultern.

Ich verstehe nicht, wie sie so etwas behaupten kann, und Wut wechselt sich mit Panik ab. Aber Mum bleibt so ernst, dass mir plötzlich der Gedanke kommt, ich könnte Jeremy tatsächlich herbeifantasiert haben. Vielleicht stimmt etwas mit mir nicht, mit meiner Wahrnehmung. Ich befreie mich aus Mums Griff und renne in mein Zimmer, um ein Foto von Jeremys letztem Geburtstag zu holen, auf dem wir alle Piratenhüte tragen. Die Tür steht einen Spalt offen, als ich sie ganz aufstoße, verliere ich das Gleichgewicht vor Schreck und muss mich am Treppengeländer festhalten. Auf dem grünen Teppich liegt ein großer, graumeliertes Hund mit langem, zottigem Fell, der den Kopf hebt und mit seiner Rute klopft, als er mich sieht.

»Was zum Teufel ...? Raus! Verschwinde dahin, wo du hergekommen bist!«

Der Hund trollt sich die Treppe runter. Ich brauche eine Sekunde, dann stürze ich zum Schreibtisch, stolpere über den Stapel Magazine, der sich über dem Teppich ausbreitet. Der Kakaofleck! Er wäre nicht da, wenn Jeremy nicht existieren würde, oder? Mit fliegenden Händen schleudere ich die Magazine beiseite. – Was? Das kann nicht sein! Er ist weg! Nichts! Nur apfelgrüne Wolle, kein Fleck. Ich bin mir sicher, nicht zu träumen, kneife mir aber

trotzdem in die Wange. Es tut weh.

Hektisch stolpere ich zu meinem Schreibtisch, reiße meine Bücher um. Das Tagebuch fällt auf die Erde, klappt auf. »Kein Schloss! Wo ...« Mein Blick fällt auf die beiden Bilderrahmen, mir wird schwindelig und gleichzeitig eiskalt. Ich sehe Mum, Dad, meine Tante Rose und mich selbst beim Zelten an einem See. Die Aufnahme entstand in einem der Nationalparks im Redwood-Forest, ich muss etwa acht gewesen sein. Mit klaffender Zahnlücke grinse ich in die Kamera. Aber dort, wo Jeremy in einem Nest aus Moos sitzen sollte, das ich zusammengetragen hatte, damit er weich genug liegt, steht ein Grill. Mein Verstand will nicht glauben, was meine Augen sehen. Aber schon längst habe ich bemerkt, dass auch der andere Glasrahmen, der das Foto halten sollte, auf dem mein Bruder in wilder Piraterie einen Plastiksäbel über unseren Köpfen schwingt und wir alle so tun, als würde er uns gleich erdolchen, einem anderen gewichen ist. Es zeigt eine Aufnahme von mir und dem Hund, den ich eben aus dem Zimmer gejagt habe. Das Bild ist mit einem Herz verziert, neben dem »Buffy« steht.

Du meine Güte! Das kann doch nicht ... Wie? Ich weiß, Jeremy existiert, Millionen Dinge verbinde ich mit ihm. Kein Beweis dafür. Nirgends! Warum erinnert sich denn niemand?

Vielleicht bin ich verrückt geworden! Vielleicht ist das gar nicht mein Leben. Ich muss fantasieren, aber alles fühlt sich so echt an. Hilfe! Ich öffne den Mund, ein stummer Schrei. Jeremy ... Jeremy! Benommen stolpere ich zu dem Fenster, lehne mich weit hinaus. »Jeremy! Je-re-miiiiiiiiie! Antworte doch! Bitte komm wieder!« Plötzlich zieht sich mein Magen zusammen. Ich würgen, falle auf die Knie, alles dreht sich! Schwallartig breche ich die Pancakes aus. Meine Handfläche brennt wie Feuer. Wieder muss ich würgen, bittere Galle. Ich höre gerade noch, wie Dad ins Zimmer gestürmt kommt, brüllt: »Susan! Ruf einen Arzt! Schnell!«

Wieso brennt meine Hand? Wieso ... wieso ... Mein Leben versinkt in Dunkelheit.

## *Irgendwann – irgendwo*

Jemand streichelt meine Hand. Anscheinend bin ich bei Bewusstsein ... Ich versuche, die Augen zu öffnen. Nicht möglich ... Leise Stimmen dringen zu mir durch, Wortfetzen verfangen sich in meinem vernebelten Hirn. »Puls optimal ...«, »Anzeige läuft ...«, »kann bald aktiviert werden ...«, »Impuls zum Aufwachen geben ...«, »Stopp! Neuronale Werte noch nicht stabil ...«

Ich muss im Krankenhaus sein! Mum steht neben mir und massiert meine Hand, ihre Berührung tut gut, alles ist in Ordnung. Müde ... ich will schlafen ... nur noch schlafen ...

Als ich wieder aufwache, höre ich die Ärzte. Sie reden leise, ihre Stimmen klingen ruhig. Niemand scheint sich ernsthaft Sorgen zu machen. Trotzdem, irgendetwas ist merkwürdig, irgendetwas nicht normal. Nur was?

Im nächsten Augenblick schießt etwas heiß durch meine Venen, ein Kribbeln überzieht meinen ganzen Körper, als würde eine Feder darüber streifen, und dann bin ich hellwach. Der geistige Schleier hat sich so abrupt in Luft aufgelöst, als hätte mich jemand mit einem Kübel eiskalten Wassers übergossen. Aber jetzt ist mein Verstand glasklar.

Jeremy! Was ist mit Jeremy? Und Mum!

»Mum?«, flüstere ich und öffne meine Augen.

Aber es ist nicht meine Mutter, die eben meine Hand loslässt, sondern eine spindeldürre Schwester mit breiter Nase und weit auseinanderstehenden Augen. Sie schraubt einen Metalltiegel zu, wendet sich ab und wäscht sich die Hände. »Der Marker hat eine leichte Entzündung hervorgerufen. Das sollte er nicht. Aber die Creme wirkt schnell«, sagt sie emotionslos und verlässt ohne weitere Erklärungen den Raum.

Ich starre ihr hinterher, dann auf meine Handinnenfläche, die sie behandelt hat. Hauchdünne silberne Fäden ziehen sich über die Haut und kreuzen sich mit den Lebenslinien zu einem bizarren Muster. Sie scheinen



keinen Sinn zu machen. So etwas habe ich noch nie gesehen, auch verstehe ich ihren Zweck nicht. Mein Zeigefinger streicht unwillkürlich über den Fremdkörper. Er lässt sich kaum erspüren.

Erst jetzt registriere ich einen Mann, der mit dem Rücken zu mir an einer eigenartigen Anzeigetafel aus Glas steht, die er steuert, ohne sie zu berühren.

»Hallo«, versuche ich, ihn auf mich aufmerksam zu machen. Aber der Mann reagiert nicht. »Hey! Sie!«, sage ich lauter und als er sich endlich umdreht: »Warum sind meine Eltern nicht hier? Wo bin ich? Was ist das hier auf meiner Hand?«

»Es wird sich alles klären. Ich bin nicht befugt, tut mir leid«, antwortet er, doch ich lese weder Mitleid noch Interesse in seinem Gesicht. Auch scheint er kein Arzt zu sein. Zumindest trägt er keinen Kittel, stattdessen einen milchigen Ganzkörperanzug, der ihn auf seltsame Weise konturlos erscheinen lässt. »Ihre Werte sind stabil. Bis auf die winzige Entzündung.« Jetzt greift er nach meinem Arm und biegt meine Finger hoch, ganz so, als sei ich eine Puppe. »Sehen Sie selbst, er hat sich wunderbar mit Ihrem Nervensystem verbunden. Also kein Anlass zur Sorge.«

Seine Ignoranz macht mich wütend, gleichzeitig fühle ich mich elend und verlassen. »Hören Sie! Ich gehe jetzt, okay?« Ich versuche selbstbewusst zu klingen, aber es hört sich mehr wie eine Frage an.

»Das wird nicht möglich sein«, antwortet der Mann und bringt mein Bett in eine aufrechte Position. »Aber ich bleibe bei Ihnen, bis Sie geholt werden. Meine Aufgabe ist es lediglich, Ihnen in der verbleibenden Zeit den Marker zu erläutern. Bitte wenden Sie Ihre Aufmerksamkeit Ihrer linken Handinnenfläche zu.«

»Wohin werde ich geholt?«

»Ich bin nicht ...«

»Dann rufen Sie jemanden, der befugt ist!«

Jetzt scheine ich meinen Worten genug Kraft verliehen zu haben, denn kurz zeichnet sich Verblüffung auf seinem bleichen Gesicht ab. Statt einer

Antwort wendet er sich wieder der Anzeigetafel zu. Mein Blick folgt seinem zu einem digitalen Balken, der kurz rot aufleuchtet, dann wieder in einen gelben Bereich zurücksinkt. Als prompte Reaktion werde ich ruhiger, obwohl ich es nicht will. Ganz so, als würde ich fremdbestimmt, ferngesteuert, automatisch reguliert.

Es fühlt sich falsch an, denn ich spüre nichts als Erstaunen, als ich mich wieder frage: Wo bin ich? Warum haben meine Eltern mich hiergelassen? Allein? Was ist mit Jeremy geschehen?

Die Ungewissheit sollte mich mit Panik erfüllen, aber mein Körper lässt keinerlei Emotionen mehr zu. Er verhält sich beherrscht und ich kann meine Gedanken nicht mit der Angst, Wut oder dem Entsetzen in Einklang bringen, das ich empfinden sollte.

Okay, dann kann ich ja auch gehen.

Aber der Sessel lässt mich nicht aus seiner Schale, obwohl ich jeden Muskel meines Körpers anspanne. Ich mühe mich ab, winde mich hin und her, bis auch meine Freiheit mir nicht mehr wichtig erscheint. Gleichgültig lasse ich die Arme sinken und sehe trübe zu dem bleichen Gesicht des Technikers. Er deutet mit knapper Geste auf einen Gurt, der mich anscheinend fixiert hält, aber ebenso wenig spürbar ist wie die silbernen Fäden auf meiner Hand.

»Was haben Sie mir gegeben?«, frage ich eher aus Langeweile.

Mein Gegenüber, das mit seinen blassblauen Augen auf mich herabsieht, nickt zufrieden. »Es ist notwendig, dass wir Ihre Emotionen herunterregulieren. Sie müssen in der Lage sein, mir zu folgen.«

Er greift erneut nach meiner Hand und drückt einen schlanken Metallstab in die Vertiefung zwischen Daumen und Zeigefinger. Sofort vereinen sich die vielen feinen Silberfäden zu einer Fläche, die von einem klar umrissenen Rechteck begrenzt ist. Zahlen und Farben erscheinen darauf.

»Dies ist Ihr Marker«, erklärt das bleiche Gesicht und umfährt mit dem Metallstab die eckige Kontur. »Er zeigt momentan Ihre Vitalwerte. Das heißt, eigentlich nur eine vereinfachte Darstellung mit den wichtigsten Kennzahlen.

Hier, auf unserem Neuroscreen hinter mir an der Wand, sehen Sie alle neuralen, chemischen und hormonellen Prozesse Ihres Körpers. Für Ihre Belange jedoch reicht der Puls«, er tippt auf eine der Zahlen, »Blutdruck, die Katecholamine, wie Adrenalin, Dopamin, also die wichtigsten Stresshormone, und zu guter Letzt eine Zusammenfassung sämtlicher Werte, die Ihre allgemeine Verfassung widerspiegeln. Momentan liegen Sie im hellgrünen Bereich. Das ist hervorragend, aber natürlich auch Ihrem derzeitig begrenzten emotionalen Spektrum zuzuschreiben. Was ein roter Wert bedeutet, muss ich wohl nicht erläutern.« Er schließt meine willenslose Hand zur Faust. »Bald werden Sie merken, dass wir Ihre Emotionen stückweise wieder hochfahren. Erschrecken Sie also nicht, wenn die Werte dann ein bisschen durcheinandergeraten. Öffnen bitte.«

Der Mann tippt mit dem Stab auf meine Fingerknöchel und ich folge seiner Anweisung.

»Der Marker ist mit Ihrem neuralen Netz insoweit verbunden, als dass wir auch über die Distanz hinweg Zugriff haben werden. Er dient uns zur Lokalisierung und Portierung Ihrer Person. Außerdem werden Sie beschränkte Textnachrichten über ihn empfangen. Sollten Sie diese missachten, wird er durch einen Signalton auf sich aufmerksam machen. Ich nehme an, Sie haben meine Ausführungen begriffen?«

Ich nicke stumm und betrachte mit schräg gelegtem Kopf den Text, der statt der Ziffern auf der Anzeige erschienen ist:

*»Herzlich willkommen bei Top The Realities, Alison Hill.«*

Der Mann scheint alles gesagt zu haben. Er verlässt den Raum und statt seiner betritt eine übergroße, schlanke Frau, deren Alter ich nicht bestimmen kann, das Zimmer. Ihr langer Hals wie auch ihr Gesicht sind mit einer goldenen Schicht bedeckt, die nur um die Augen herum leichte Brüche aufweist. Sie klatscht freudig in die Hände, als sie mich sieht.

*»Das also ist Alison Hill. Wunderbar! Reine Haut, unverbrauchtes Gesicht, ganz natürlich. Ich werde nicht viel machen müssen.«*

Sie strahlt und blickt zur Anzeigetafel, die anscheinend viel mehr Aufschluss über mein Befinden gibt, als ein simples »Wie geht es Ihnen?«.

»Ich bin Ivana Jass.« Immerhin hat Goldmarie den Anstand sich vorzustellen. Sie deutet einen asiatischen Gruß an. »Genießen Sie den Zustand? Ich muss zugeben, ich beneide Sie! Keine Rötungen, Schweißausbrüche, hektische Flecken ... nichts, was Ihr Aussehen ruinieren könnte ... oh nein, schon vorbei.« Merklich enttäuscht unterbricht sie sich und deutet auf einen Balken, der sich leicht in den gelben Bereich angehoben hat.

Tatsächlich nehme ich wieder ein leises Gefühl wahr: Verwunderung. Verwunderung darüber, warum ich hier bin.

Dass dies kein herkömmliches Krankenhaus sein kann, habe ich bereits begriffen, was das Ganze soll, allerdings nicht.

»Können Sie mir denn Fragen beantworten, Ivana?«

»Können schon, Schätzchen. Dürfen aber nicht.« Versöhnlich tätschelt sie mir die Hand.

Verdammt! Vielleicht sollte ich es mit Mitgefühl probieren. Mein Instinkt sagt mir, dass ich taktieren muss, wenn ich wieder Herr meiner Lage sein möchte. »Hören Sie, ich bin ohnmächtig geworden. Zu Hause in meinem Zimmer. Dann bin ich hier wieder aufgewacht, mit diesem Marker auf der Hand, und ich weiß nicht, wo meine Eltern sind, mein Bruder scheint verschwunden zu sein ...«

Sie soll mich nicht für übergeschnappt halten. Darum verschweige ich, mir überhaupt nicht sicher zu sein, ob das Geschehene wirklich passiert ist. »Ich möchte doch nur wissen, was los ist ...« Meine Stimme klingt weinerlich und plötzlich brechen alle Dämme. Tränen fließen über mein Gesicht, ich wende es bewusst nicht ab. Soll sie doch sehen, wie es mir geht.

Aber Ivana schert sich nicht um mich. Stattdessen klappt sie einen Tisch aus der Wand und stellt irgendwelches Zeug darauf. Lauter Töpfchen, Sprays und eine Haarbürste. Blöde, vergoldete Gans! Doch als sie sich umdreht, liegt Mitleid in ihrem Gesicht. Ich schniefe laut. Einen Moment später hockt Ivana

vor mir, legt ihre Hand auf meine Wange und streicht die Tränen weg.

»Nicht weinen, Schätzchen. Es ist nicht gut, wenn sie dich so zerbrechlich sehen. Es ist wichtig, dass du kämpfst! Höre nie auf zu kämpfen, in Ordnung?«

»Wofür kämpfen? Ich verstehe nicht, was ...«

»Pscht ... Alles wird gut«, flüstert Ivana, streicht mir über die Wange.

Ich schlucke meine aufkeimende Angst herunter und erst, als mein Tränenfluss versiegt ist, meint sie: »Und jetzt machen wir beide dich noch ein bisschen hübscher, bald wird sich alles klären. Bestimmt. Du wirst deine Eltern wiedersehen. Vertrau mir.«

Ivana lächelt und große Zähne zeigen sich zwischen ihren goldenen Lippen. Ihre Worte klingen ehrlich, was mich beruhigt.

Während sie mir mein schwarzes, glattes Haar zurechtzupft, plappert Ivana fröhlich weiter: »Ich werde nicht viel verändern, wir fixieren deine Haare nur etwas, damit sie nicht von deinem Gesicht ablenken und diesen sensationellen grünen Augen. Ansonsten wird unser Credo Natürlichkeit sein.«

»Sie sind matschfarben«, werfe ich ein.

»Aber nein, Schätzchen. Wie kommst du denn auf den Gedanken? Sie sind oliv! Ich hätte mich auch für eine solche Farbe entscheiden sollen. Oliv und Gold. Wie im alten Ägypten«, schwärmt sie und sprüht hier und da etwas auf Haaransatz und Spitzen. »Warst du schon mal da? Im alten Ägypten?«

»Nein, ich war noch nie außerhalb der Staaten. Immer nur in den Redwoods und ein paar Mal in San Francisco. Mehr ist nicht drin.«

Ivana flippt fast aus vor Begeisterung, als sich meine Wangen vor Scham rosa färben.

»Na ja, das wird sich jetzt ändern«, meint sie leichthin. »Deine Augenbrauen sind mir zu dicht. Sie lenken von dem Oliv ab. Wir werden sie ein wenig verändern, in Ordnung, Schätzchen?«

Ohne auf meine Antwort zu warten, fährt sie mit einem summenden Gerät



über meine Stirn und ich spüre ein leichtes Kribbeln.

»Jetzt noch etwas für den Teint und die Kontraste ...«, säuselt Ivana weiter, wobei sie zu einer schlanken Flasche greift, mit deren Inhalt sie mein Gesicht bestäubt.

Zufrieden tritt sie zurück. »Wir lassen deinen Look genau so. Er wirkt absolut authentisch und gleichzeitig fremdartig genug. Überragend! Einfach fabulös! Sieh selbst!«

Mit einem Wisch durch die Luft zaubert Ivana eine spiegelnde Fläche hervor, in die ich blicke und dessen Bild mir einen erstaunten Ruf entlockt.

Meine Haut schimmert in einem hellbronzenen Ton, meine Wangenknochen werden von dem Zartrosa hervorgehoben, über das Ivana eben derart begeistert war, und meine Augen scheinen viel größer zu sein, als ich sie bisher wahrgenommen habe. Manchmal hat mich Carissa geschminkt, eigentlich immer, bevor wir auf Strandpartys gegangen sind, aber so etwas hat selbst sie nicht zu Stande gebracht. In diesen Dingen bin ich absolut talentfrei und nachdem ich mir mehrfach fast ins Auge gestochen habe beim Versuch meine Wimpern in Form zu bringen, habe ich dieser Kunst endgültig abgeschworen.

Doch was Ivana vollbracht hat, hat nichts mit dem Bepinseln von Wangenknochen oder Augenlidern zu tun. In der Tat entdecke ich überhaupt kein Make-up und trotzdem wirkt mein Gesicht ausdrucksstark und klar.

Der Spiegel wirft meinen verblüfften Ausdruck zurück. Bevor ich aber etwas sagen kann, vernehme ich ein hohes Piepen. Es kommt irgendwie aus meinem Kopf. Ich bin mir sicher, dass es nicht von außen kommt, denn Ivana schaut immer noch verzückt auf mich herab, ohne auf den schnell lauter werdenden, schrillen Ton zu reagieren. Ich verziehe gequält das Gesicht und Ivana schüttelt tadelnd ihren vergoldeten Kopf.

»Es piept«, versuche ich zu erklären.

»Ach so. Dein Marker. Sieh nach!«

In der Sekunde, da ich die Hand öffne, verstummt das Piepen.

»Noch 43 Sekunden bis zur Einfahrt«, lese ich vor. »Was bedeutet das?« Mein Herz klopft schneller, die Anzeigetafel flammt sogleich an verschiedenen Stellen rot auf und plötzlich spüre ich Panik.

»Es bedeutet, dass es jetzt losgeht, Schätzchen.« Ivana drückt meine freie Hand, die zu schwitzen beginnt. »Ich werde dich jetzt abschnallen, rate dir aber, sitzen zu bleiben. Schon manche haben das Gleichgewicht verloren und meine Arbeit war umsonst. Du hast noch dreißig Sekunden, atme tief und regelmäßig. Deine emotionalen Beschränkungen sind fast wieder aufgehoben. Versuche stark zu wirken. Das ist wichtig!« Prüfend sieht Ivana in mein Gesicht. Erst als ich nicke, lächelt sie und fährt mit ihrer linken Hand über den Verschluss des Gurts.

»Autorisierung erfolgt«, vernehme ich wie aus weiter Ferne und der Gurt zieht sich geräuschlos ein.

Ivanas Lippen bewegen sich, ich aber höre nur noch tosendes Rauschen. Ich bin taub für ihre Worte, nehme nichts mehr wahr, außer Blut. Mein Blut! Es pumpt wild durch meinen Körper.

Jetzt zeigt der Countdown auf dem Marker nur noch siebzehn Sekunden an!

Ich greife wieder nach Ivanas Hand. Sie schüttelt den Kopf, ihr Blick ist ernst. »Alison, wenn ... oben bist, dreh nicht ... Zeig ... Gefühle, aber dreh ...«

Nur noch Wortfetzen ... Bedeutungsvoll zeigt Ivana an die Decke, in der plötzlich ein kreisrundes Loch klafft. Johlende Rufe dringen zu mir herab, Getrampel, Beifall. Der Marker piept erneut. Ich öffne meine Finger. Tiefe Rillen zeichnen mein Fleisch, so fest habe ich die Nägel hineingerammt. Trotzdem ist der Text klar lesbar: »Fünf, vier, drei, zwei, eins – Spielstart!«, und ich werde nach oben geschossen. In dieser Sekunde bricht alles über mich herein: Angst, Verzweiflung, das klare Bewusstsein von Gefahr, aber vor allem Wut!

»Was ist das für eine Scheiße, die hier gespielt wird?«, schreie ich aus Leibeskräften hinaus und meine Worte werden um ein Vielfaches verstärkt in

alle Richtungen getragen.

Tosender Beifall, Jubelrufe und grelle Pfiffe sind die Antwort. Sofort versucht mein Gehirn einzuordnen, wo ich bin. Doch durch den nasskalten Nebel, der mich umfängt, kaum dass meine Fahrt nach oben beendet scheint, sehe ich lediglich bunte Lichtreflexe. Hektisch wechseln sie von Blau zu Rot zu Grün. Der Beifall donnert aus allen Richtungen und vereint sich bald zu einem Stakkato, das ein von hunderten Mündern hinausgeschrienes Wort begleitet: »Al-is-on! Al-is-on! Al-is-on!« Keine Frage, der nicht enden wollende Applaus gilt mir.

Dann endlich lichtet sich der Nebel. Er sinkt wabernd herab und gibt mir die Sicht auf ringförmig angeordnete Sitzreihen frei, die sich Rang um Rang nach oben schrauben. Unzählige Körper heben und senken sich und mein Blick folgt der Welle, bis er an einem im Lichtkegel stehenden Mann hängen bleibt. Mit ausgebreiteten Armen strahlt er mich an.

»Uuund hier, meine sehr verehrten Gäste, live bei uns im Show-Dome, ist unsere bezaubernde, unsere wunderbare, unsere fabelhafte Kandidatin: Aaaaalison Hill!«

Das Publikum ist nicht zu bremsen, klatscht, trampelt, johlt lauter und lauter, bis eine heroische Melodie sich über alles erhebt.

»Du meine Güte ...«, entweicht es mir unwillkürlich, aber ich begreife nicht, was der Mann im Lichtkegel meint. Unsere Kandidatin Alison Hill ... Das ergibt keinen Sinn! Jeremy, der nie existiert zu haben scheint, ein Marker, der mit meiner Hand verwebt meine Vitalwerte misst, Ivana und ihre hastig gesprochenen Ermahnungen: Sei stark! Dreh nicht durch! Steh nicht auf! Als ich nach unten sehe, verstehe ich zumindest Letzteres: In meinem Stuhl gepresst starre ich auf den Nebel, der grauenvolle zehn oder zwanzig Meter unter mir ins Bodenlose versinkt. Aus ihm erwächst eine steile Säule, die in einer armspannbreiten Plattform endet, gleich einem i, mit meinem Sessel als Pünktchen obenauf. Sollte ich noch einmal in Ohnmacht fallen, wäre es mein sicherer Tod. Ich kralle mich im Sessel fest, lege meinen Kopf in

den Nacken, um nicht schon wieder zu brechen.

Du meine Güte! Das bin ich - unglaublich vergrößert auf einem gigantischen Bildschirm. Er spannt sich wie eine Kuppel über den Show-Dome und ich starre mir von oben entgegen. Mein Mund steht offen, was ziemlich dämlich wirkt. Zum Glück zeigen sie im nächsten Moment eine Frau, wahrscheinlich aus dem Publikum. Warum sie ein Plakat mit den Buchstaben K A Y hochhält, weiß ich nicht. Alles ist so verwirrend! Aber dann wechselt das Bild zu dem Mann, der meinen Namen gerufen hat. Er wirkt eigenartig. Hat keine Haare, nicht mal Wimpern, und sein Gesicht ist mit funkelnden Steinen zugekleistert.

»Alison!« Unwillkürlich wende ich mich der realen Figur zu, die auf einer viel größeren Plattform, einige Meter von mir entfernt, steht. »Mein Name ist Wum Randy, der Showmaster von *Top The Realities*. Wie geht es Ihnen?«

Mir klappt der Mund auf. »Das ist ein Witz, oder? Ist es das, was Sie von mir wollen? Wissen, wie es mir geht?«, knurre ich, fassungslos über die Frage. »Ich werde wie ein dämlicher Preis-Pudel gechipt, herausgeputzt, gegen meinen Willen hierhin verschleppt, vorgeführt und niemand hält es für nötig mir etwas zu erklären! Ich will endlich Antworten!«

Meine wütende Stimme trägt sich überlaut durch die Ränge des Publikums, welches jäh zu klatschen aufgehört hat. Anscheinend wollen sie hören, was ich zu sagen habe. Aber das können sie vergessen. Solange ich keine Antworten bekomme, bekommen sie auch keine. »Was auch immer hier läuft, ich mache da nicht mit!«

»Das ist Kämpfergeist! Das ist Leidenschaft!« Der Moderator klatscht begeistert in die Hände. »Offensichtlich ist unsere Kandidatin in bester Verfassung und bereit für die erste Challenge der beliebtesten Gameshow unserer Zeit: *Top The Realities*!«

»Gameshow?« Endlich begreife ich das Offensichtliche! Ich befinde mich in einer Fernsehsendung, von der ich nie gehört habe, in die ich nie gewollt habe, deren Kandidatin ich aber augenscheinlich bin. Das alles muss ein

ungeheures Missverständnis sein.

»Hören Sie, Sie haben mich verwechselt, ich kann nicht ...«

»Was weißt du über Zeit, Liebes?«, unterbricht mich da der Moderator und gleichzeitig ertönt das Piepen in meinem Kopf. Mein Marker fordert mich auf zu antworten. Als ich wütend die Zähne zusammenbeiße, wird er lauter.

»Sie vergeht«, presse ich heraus.

»Ja natürlich. Sie vergeht ... Aber wie viele zeitliche Dimensionen sind dir bekannt? Fünf, sechs, neun?«

Ich starre ihn an, doch als nach wenigen Sekunden der Signalton in meinem Kopf zu einem schrillen Pfeifen anschwillt, begreife ich, dass ich dieses Spiel wohl oder übel mitspielen muss.

»Es gibt vier Dimensionen«, antworte ich, als wäre ich bei einem Physiktest.

Aus dem Publikum erklingt heiteres Lachen. Auch der Moderator wirkt belustigt, aber ich spüre deutlich, dass er nicht vorhat, lediglich mit mir zu plaudern.

»Nun, nehmen wir einmal an, es gäbe weitere zeitliche Dimensionen.« Wum Randy malt mit seinem Finger imaginäre Linien in die Luft. »Nicht nur vier oder fünf, sondern unzählige Dimensionen, in denen alles möglich ist. In denen, nur zum Beispiel, eine Alison Hill in einem behaglichen Holzhaus in Mill Valley leben kann oder auch in einem baufälligen Schloss in Frankreich, in einem Loft in Sydney, mit fantastischem Ausblick auf die Oper, oder unter einer Autobahnbrücke am Stadtrand von New York. Nehmen wir an, es gäbe zeitliche Dimensionen, in denen jene Alison Hill einen Bruder haben könnte, oder ...«, er macht eine Kunstpause, »oder eben auch nicht.«

Seine Worte treffen mich wie ein Faustschlag. »Was habt ihr mit Jeremy gemacht?«

»Wie schnell sie begreift!« Wum Randy freut sich, als hätte er mir eben die quadratische Gleichung erklärt, dann wendet er sich an das Publikum. »Gleich nach der Werbung lernen wir unsere neue Kandidatin Alison von ihrer ganz



privaten Seite kennen. Wir werden Ihnen Live-Ausschnitte aus Alisons bisheriger Lebensdimension von 1996 bis hin zu 2013 holoportieren. Und wie immer können Sie in dieser Zeit mit Ihrem Cull den Schwierigkeitsgrad der ersten Challenge bestimmen! Aber seien Sie nicht zu hart zu unserem Frischling.« Der Moderator zwinkert dem Publikum verschwörerisch zu, dann entschwindet er dem Lichtkegel.

Auch das Publikum versinkt im Dunkeln, nur hier und da blitzt ein kleines Licht auf. Ich bleibe allein auf dem winzigen Trapez zurück.

»Das könnt ihr nicht machen!«, brülle ich dem Moderator hinterher, aber sie haben mir den Saft abgedreht. Niemand scheint mich mehr hören zu können oder es interessiert sie einfach nicht ...